

## Griff nach der Weltmacht

KONRAD SEITZ: **China**. Eine Weltmacht kehrt zurück. Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin 2004. 485 Seiten, 12,90 EUR.

Der Autor war über 12 Jahre Redenschreiber von Außenminister Genscher, politischer Planungschef des Auswärtigen Amtes und von 1995-1999 Botschafter in China. Auf diesem Hintergrund trägt Konrad Seitz nicht nur akademische Erkenntnisse vor, sondern gibt ein Bild von China wieder, dass besonders im aktuellen Teil erfahrungsgesättigt und spannend dargelegt wird. Dabei schlägt der Autor einen großen Bogen von den anfänglichen Dynastien der chinesischen Geschichte bis zur Gegenwart, wobei es ihm gelingt, ein eindrückliches Tableau zu malen. Es wird in diesem deutlich, wie die Jahrtausende alten Grundgesinnungen der chinesischen Kultur nicht vergangen sind, sondern nach der Zeit ihrer Verdrängung gegenwärtig wieder aus dem Dunkel der Geschichte geborgen werden. Gemeint ist damit die rational begründete Moralordnung des Konfuzius, die in der weltgeschichtlichen Wendezeit zwischen 800 und 200 vor Christus im Ringen mit der Staatsauffassung der Legalisten und der Naturromantik der Daoisten entstanden ist.

War der Daoismus extrem individualitätsbetont und folglich gesellschaftsresistent, so forderte die konfuzianische Lehre im Gegensatz dazu die Eingliederung des Menschen in eine Gesellschaft ein, deren Idealverfassung durch die Prinzipien der Ordnung und der Harmonie gewährleistet werden sollten. Im ersten Kapitel stellt K. Seitz die Etablierung der konfuzianischen Lehre zur staatstragenden Philosophie des alten China dar, die von der Song-Dynastie an (960-1279 n. Chr.) 1000 Jahre Bestand haben sollte. Aufschlussreich ist das Bild, das man sich aufgrund der Aufzeichnungen Marco Polos und der Jesuiten-Berichte von China in Europa machte. Paradoxerweise setzte das China-Bild der Jesui-

ten, deren Einfluss am Kaiserhof unter dem Qing-Kaiser Kangxi (1661-1722) seinen Höhepunkt erreichte, eine Bewegung in Europa in Gang, »die – wenn sie zur Zündung gebracht wurde – Europas Ancien regime von Adelsmonarchie und Kirche in seinen ideellen Grundfesten erschüttern musste«. Denn das Fehlen einer Kirche und eines Erbadels in China bewiesen, dass ein Volk keiner Kirche bedürfe, um moralisch und zivilisiert zu leben. Der Autor folgert: »Der Himmelsglaube der Chinesen und ihre vernunftbegründete Moral zeigten den Weg zum Deismus, wie ihn die Aufklärer propagierten ... In der Verwendung des China-Beispiels zum Angriff gegen die Kirche lag eine tiefe Ironie: Die Jesuiten waren nach China gekommen, um die Menschen dort zum christlichen Glauben zu bekehren, was sie erreichten, war die Unterminderung des christlichen Glaubens zu Hause.« Ein Kontrastbild zum China-Bild der Aufklärer entwarf Montesquieu: Für ihn war China Beispiel einer orientalischen Despotie, eine Bewertung, die Seitz mit dem Hinweis verwirft, dass in der gesamten chinesischen Kaisergeschichte nur der erste Kaiser, geleitet von der Herrschaftslehre der Legalisten, als Despot auftrat.

In der Folge behandelt der Autor ausführlich den Zerfall Chinas, von innen motiviert ab 1775, danach in den Opiumkriegen von außen forciert ab 1839. Es folgt von 1861 bis 1949 »das lange Sterben einer großen Kultur«, mit der dann Mao Zzedong (1949-1976) im Rahmen seiner »Großen Proletarischen Kulturrevolution« vollends tabula rasa machte. Mao hatte durch seine Zwangsindustrialisierung und Landreform nicht nur den Tod von 30 bis 40 Millionen Bauern zu verantworten, sondern auch die Liquidation der gesamten intellektuellen Elite im Rahmen seiner Kulturrevolution, die China zum völligen Stillstand auf dem Niveau eines Entwicklungslandes verurteilte. In vierten und fünften Teil führt uns der Autor in die Gegenwart des modernen China, dessen ökonomische Reformen seit Deng Xiaoping (1978-1997) dem Land ei-

nen rasanten Wirtschaftsaufschwung bescherten. Vorbilder für Dengs Westöffnung waren dabei die Entwicklungsdiktaturen Singapur, Süd-Korea und Taiwan. Seitdem existiert in China ein Nebeneinander von Verwestlichung, kommunistischer Staatspropaganda und neo-autoritären Ideen, wobei das geistige Vakuum mit einer gehörigen Portion Patriotismus und neo-konfuzianischen Anleihen gefüllt wird. Laut Seitz hatte China drei Revolutionen auf einmal zu verkraften: Die der Industrialisierung, der Urbanisierung und der Transformation in eine Marktwirtschaft mit all ihren negativen Begleiterscheinungen wie Arbeitslosigkeit, Ungleichheit, Korruption, Entwurzelung und Kriminalität. Die aktualisierte Neuausgabe gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte von Kultur, Politik und Wirtschaft des Riesenreichs, das im 21. Jahrhundert zusammen mit den USA die Weltgeschichte bestimmen wird.

*Gerd Weidenhausen*

## Metropole der Moderne

JO-ANNE BIRNIE DANZKER/ KEN LUM/ ZHENG SHENGTIAN (Hg.): **Shanghai Modern – 1919-1945**. Hatje Cantz Verlag, Ostfildern-Ruit 2004, 423 Seiten, 49,80 EUR.

Wenn von der Moderne im 20. Jahrhundert die Rede ist, dann werden unter diesem Begriff fast ausschließlich die europäischen avantgardistischen Strömungen und Bewegungen mit ihren Fixpunkten Moskau, St. Petersburg, Berlin, München, Prag, Wien, Mailand und Paris subsumiert. Geflissentlich übersehen wird, dass sich auch außerhalb Europas eine aktive, zum Teil revolutionäre Moderne entwickelte, deren Geschichte noch immer nicht in vollem Umfang aufgearbeitet worden ist. Ein Beispiel dafür bietet China mit seinem »Zentrum der Moderne« Shanghai – einst gepriesen als »Paris des Fernen Osten« und bereits 1930 die fünftgrößte Metropole der Welt.

Dabei kam Deutschland – neben Frankreich – Anfang der dreißiger Jahre bei der Vermittlung von Chinas Moderne große Bedeutung zu. So fand im März 1931 im Kunstverein Frankfurt eine »Ausstellung chinesischer Maler der Jetztzeit« statt, die mit einem Vortrag des führenden Künstlers und Kunsterziehers Shanghais, Liu Haisu, eröffnet wurde. Liu Haisu – heute längst ein Klassiker der chinesischen Moderne – war seit 1929 ständig in Frankreich, Italien, Deutschland und Belgien unterwegs. Er hatte sich der Förderung der chinesischen Kunst in Europa verschrieben und suchte nach Partnern für den Austausch von Ausstellungen, der als langfristige Verpflichtung angelegt sein sollte.

Die Frankfurter Ausstellung, die anschließend auch in Heidelberg zu sehen war, umfasste hundert vorwiegend der »Literatendmalerei« zuzuordnende Werke, darunter 23 von Liu Haisu selbst. Ebenfalls vertreten waren Werke der so genannten »antikisierenden Richtung«, die sich bewusst an alte Vorbilder hielt, ferner Werke der Richtung des Mittleren Wegs, die chinesische und europäische Kunstrichtungen zu vereinigen trachtete und zum Naturalismus neigte, und einige Arbeiten der Südrichtung, die an Meister der frühen Mandschu-Dynastie anzuknüpfen suchten. Dass Liu Haisu als bedeutendster Vertreter sowohl der starkfarbigen chinesischen Malerei als auch der Malerei westlichen Stils für die Frankfurter Ausstellung ausschließlich monochrome Tuschbilder ausgewählt hatte, überraschte viele, denn dergestalt begrenzt verfehlte sie ihre eigentliche Zielsetzung, nämlich einen einigermaßen repräsentativen Überblick über das Spektrum der chinesischen Malerei dieser Zeit zu bieten.

Drei Jahre später, von Januar bis März 1934, fand dann in den Räumen der Preußischen Akademie der Künste in Berlin die große Ausstellung »Chinesische Malerei der Gegenwart« statt. Ihr war ein überwältigender Erfolg beschieden: Sie zählte 13.000 Besucher und mehr als fünfzig Werke wurden verkauft. Weitere Ausstellungen folgten in Hamburg

und Düsseldorf. Übersattet und bald beendet wurde diese kurze Phase des wechselseitigen Entdeckens und des Dialogs von dem sich verschärfenden Terror der Nationalsozialisten in Deutschland und von Bürgerkrieg und ausländischer Besetzung in China.

Erst im Jahre 2004 konnte dieser Dialog mit der großen Münchener Ausstellung »Shanghai Modern 1919-1945« (die anschließend auch in anderen Städten zu sehen war) wieder aufgenommen werden – und dies über die Bildenden Künste hinaus unter Einbeziehung weiterer wichtiger künstlerischer Sparten wie Fotografie und Film. In dem zur Ausstellung erschienenen umfangreichen Katalogband bescheinigen international renommierte Autoren der chinesischen und das heißt der Shanghaier Moderne eine Vielfältigkeit, die jener der avantgardistischen Bewegungen in Europa kaum nachstand. Die Rede ist von der »größtstädtischen Utopie« Shanghais mit ihren unversöhnlichen Widersprüchen, von einer Stadt, in der unter den Intellektuellen, Schriftstellern, Malern, Grafikern, Fotografen und Filmemachern die heftigsten Debatten über die Zukunft der chinesischen Kultur geführt wurden und sich Künstlervereinigungen und lose Gruppierungen ohne Zahl bildeten und wieder auflösten. Was aber alle miteinander verband, war »die Suche nach neuen Ausdrucksformen für eine moderne – und gerechte – Gesellschaft«.

Eine herausragende, wenn auch ebenfalls nur kurzlebige Rolle spielte hier die 1931 gegründete »Storm Society«. Ziel dieser Künstlergruppe war es, die Theorien und Stilmittel europäischer Kunstrichtungen wie des Expressionismus, Fauvismus, Kubismus und Surrealismus in die chinesische Kunstpraxis einzuführen. Dabei leugneten die Hauptvertreter dieser »Westkunst« keineswegs ihre chinesischen Wurzeln und Traditionen, wie ihnen das oft von den Traditionalisten vorgeworfen wurde. Worauf es ihnen ankam, war, durch die Aufhebung strenger Gattungsgrenzen die chinesische Kunst von der sie einengenden Traditionslast zu befreien. Unter an-

deren, zumal politischen Aspekten konnte sich eine Tradition durchaus mit der Moderne verbinden. So kam der Expressionismus im Gewande des Holzschnitts ins Reich der Mitte. Die Wiedergeburt des Holzschnitts im Land seiner Erfinder betrieb mit nachhaltiger Energie der Schriftsteller und Revolutionär Lu Xun. Er sammelte und verbreitete Holzschnitte von Künstlern, die sich mittels dieses Mediums sozialer Missstände und politischer Forderungen annahmen. So fanden sie über die Neuakzentuierung eines an sich traditionellen Mediums zum Engagement in brisanter Zeit. Als besonders vorbildhaft erschien den chinesischen Künstlern dabei das Werk von Käthe Kollwitz.

Vor dem Ersten Weltkrieg begaben sich nur wenige chinesische Studenten nach Europa, bevorzugt nach Frankreich, um dort Malerei zu studieren. Doch nach dem Krieg stieg ihre Zahl merklich an. Wenn sie dann in ihre Heimat zurückkehrten, zogen viele von ihnen nach Shanghai. In den dreißiger Jahren arbeiteten dort über dreißig im Ausland ausgebildete junge Künstler. Einer von ihnen schrieb: »Shanghai ist ein Ort, den wir alle bewundern. Obwohl wir nicht die Gelegenheit haben, in Paris zu leben, das eine Stadt der Kunst ist, müssen wir in China wenigstens in Shanghai leben, das den Mittelpunkt der neu entstehenden Kunst bildet ...«

Die Begeisterung für die Moderne blieb im Shanghai der zwanziger, dreißiger Jahre jedoch nicht auf die Künstler beschränkt. Das öffentliche Erscheinungsbild der Hafenstadt veränderte sich grundlegend mit dem Aufkommen des »Lifestyles« oder Shi Mao: Mode, Werbung, Magazine verbreiteten das Bild eines Aufbruchs zu neuen Ufern. Kristallisationspunkt dieser Bewegung war der Film. In Shanghai bildete sich eine Filmindustrie heraus, die ein eigenes Starsystem hervorbrachte. Selbst Hollywood vermochte sich der Aura Shanghais nicht zu entziehen, wie die Josef von Sternberg-Filme »Shanghai-Express« von 1932 mit Marlene Dietrich und »The Shanghai Gesture« von 1941 zeigen. *Adelbert Reif*

## Preis der Leidenschaft

BARBARA BEUYS: **Der Preis der Leidenschaft.** Chinas große Zeit: das dramatische Leben der Li Qingzhao (1084 - ca. 1155). Carl Hanser Verlag, München, Wien 2004. 488 Seiten, 24,90 EUR.

»Ausgeglichenheit, Milde, Stille, Gelassenheit, Leere, Nichtsein und Nichthandeln – dies sind die Wurzeln von Himmel und Erde, die Substanz des WEGES ...«, so heißt es im »Zhuangzi«, neben dem »Daodejing« die zweite klassische Quelle des Daoismus. Gelassenheit und Geduld braucht man auch, um dieses Buch von vorne bis hinten zu lesen und auf sich wirken zu lassen. Wenn man sich aber darauf einlässt, dann entsteht vor dem geistigen Auge ein lebensvolles Gewebe chinesischer Geschichte der Zeit vor rund neunhundert Jahren.

Li Qingzhaos Zeit, das ist die der Song-Dynastie, ab 960 n. Chr., in der China Europa um Jahrhunderte voraus war, ein nie gekannter Wohlstand herrschte und bereits Buchdruck, Papier, Geld und Porzellan zum Alltag gehörten. Die Hauptstadt Kaifeng wurde zu einer brodelnden Millionenmetropole mit beispielsweise 50 Theatern im Vergnügungsviertel und einer haushohen astronomischen Uhr im Zentrum. China ist zu einem zivilen Staat geworden, in dem der gelehrte Beamte, nicht mehr der Krieger als gesellschaftliches Ideal gilt. Rund 34.000 Beamte soll es gegen Ende des elften Jahrhunderts in der zentralen Verwaltung des Reiches gegeben haben, alle durch ein sehr anspruchsvolles Prüfungssystem qualifiziert. Beamte, die gleichzeitig Gelehrte und (schreibende und malende) Künstler waren! »Etwa drei Prozent der hundert Millionen Chinesen zählten zu den Gebildeten des Landes. Das betraf auch die Frauen der Führungsschicht, die für die Erziehung der Kinder ... verantwortlich waren, ihnen nicht nur Lesen und Schreiben, sondern den gesamten Bildungskanon beibrachten. ...«

Bis heute ist das Verhältnis zur Zeit bei den

Chinesen ein völlig anderes. Für sie ist »alle Vergangenheit lebendige Gegenwart ... Je älter die Zeugnisse der Vorfahren waren, um so mehr Weisheit enthielten sie und hatten den Lebenden viel zu sagen.« In ihrem Nachwort »Warum China?« verdeutlicht Barbara Beuys diese Haltung. Über die Jahrhunderte hinweg ist Li Qingzhao als Chinas größte Dichterin in Erinnerung geblieben: Gegenwart lebendiger Vergangenheit. Von ihren Gedichten sind viele verlorengegangen – immerhin knapp 70 der persönlichen Gedichte im so genannten ci-Stil kennt man noch; von den kritisch-politischen nicht einmal ein halbes Dutzend. Aber die erhaltenen Gedichte machen nur einen Teil ihres Nachruhms aus. »Zugleich lebt Li Qingzhao im kollektiven Gedächtnis Chinas als Partnerin einer außergewöhnlichen ehelichen Gemeinschaft, die in Teamarbeit eine Antiquitäten-Sammlung zusammentrug und wissenschaftlich bearbeitete, die um 1120 in ganz China konkurrenzlos war«. Wir wissen davon hauptsächlich durch eine autobiografische Skizze, die sie nach dem Tode ihres Mannes dem von ihr vollendeten Katalog der gesammelten Inschriften auf Bronze und Steingut entgegen allen Konventionen beifügt.

So ist »Der Preis der Leidenschaft« über weite Strecken eine Doppelbiografie: über Li Qingzhao (sprich: Tschingdschau) und ihren Ehemann Zhao Mingcheng (1081-1129). 1108 wird der Beamte aus politischen Gründen beurlaubt, die beiden ziehen sich auf den Familiensitz in der Provinz Shandong zurück; erst 1121 kommt es zur Rehabilitation. Im Rückblick werden sich die Jahre in der Provinz (während beide wie Privatgelehrte die Sammlung erweitern und bearbeiten und sie vor allem ihre Dichtkunst pflegt) als die glücklichsten und fruchtbarsten erweisen.

Die Abschnitte 15 und 16, die von jener Zeit berichten, zählen denn auch zu den schönsten und am meisten gelungenen. Sie ergänzen sich wie Yin und Yang. Der eine betont die Gemeinsamkeit, der andere redet eher von Trennung: »Jedes Mal, wenn wir ein

Buch erjagt hatten, sahen wir es miteinander kritisch durch ... und trugen es mit seinem Titel in die Listen ein. Bekamen wir Kalligrafien, Malereien und Bronzen, so prüften wir die Stücke mit den Händen, breiteten die Rollen aus und machten uns gegenseitig auf Fehler und Beschädigungen aufmerksam. Nächte hindurch arbeiteten wir auf diese Weise beim Kerzenschein ... « Aber natürlich ging es nicht immer nur um Antiquitäten: »Ich komme, mein Jade-Körper erfrischt vom Bad, / frisch geschminkt und gepudert. / Sogar der Himmel teilt unsere Freude, / Lässt den vollen Mond auf deinen geschwungenen Körper scheinen. / Feiern wir mit schwerem grünen Wein in goldenen Bechern. / Ich habe nichts dagegen, berauscht zu werden, / denn diese Blüte ist unvergleichlich.« Vor über 800 Jahren von einer Frau geschrieben! – Später heißt es jedoch: »Tief im Innern des Frauengemachs, / mit Traurigkeit / tausendfach gefesselt mein Herz. / Ich liebe den Frühling, / doch er ist vorbei. / Der Regen beschleunigt den Blütenfall. / Ich lehne an der Brüstung, / wandere von einem Ende zum andern, / ziellos, ruhelos. / Wo ist er? / Hohes Gras bis zum Horizont / verstellt den Weg seiner Rückkehr.« Ihr Mann war offenbar oft auf Reisen, und das ausgerechnet im Frühling! – Es wird in mehreren Gedichten offen beklagt. Wenn uns auch solche Verse unmittelbar anrühren, sollte man doch nicht verkennen, dass sie zugleich mit einem festen Formen- und Bilderkanon arbeiten, Anspielungen enthalten, die nur der gebildete Chinese der damaligen Zeit unmittelbar und vollkommen verstanden hat. Barabara Beuys wird nicht müde, das an Beispielen zu erläutern. In den zitierten Versen ist es das »hohe Gras bis zum Horizont«, das einem solchen Bilderkanon entstammt.

Die brisantesten Verse mit dem größten Tabubruch aber schrieb Li Qingzhao bereits mit 18, 19 Jahren – nur zwei Zeilen sind aus einem Gedicht erhalten, das sie an ihren Schwiegervater gerichtet hatte, in dessen Haus sie seit der Heirat der Tradition gemäß

lebte: »Unter der Hand, die vor Autorität brennt, verrät sich das eiskalte Herz. / Allerstärkste Gefühle verbinden die Tochter mit dem Vater.« Im Zuge politischer Machtkämpfe war ihr Vater als Beamter abgesetzt worden; verantwortlich war ihr Schwiegervater, ein karrieresüchtiger »Wendehals«. Mit knapp unter 40 Jahren bringt sie wieder persönliche Gefühle der Einsamkeit, der Trennung, ja der Zweifel an der Treue ihres Mannes mit Hilfe traditioneller Schlüsselbegriffe zum Ausdruck: »Ausgetrunken der Wein, alle Lieder gesungen, / leer der Jadebecher. / Im grünen Ölgefäß / das flackernde Licht erloschen. / Die Träume voller Trauer, / unerträglich der Ruf des Kuckucks.« Der Kuckuck gilt beim gebildeten Chinesen als Zeichen der Untreue, weil er an die Geschichte eines Kaisers erinnert, der sich in die Frau seines Kanzlers verliebt hatte und später in einen Kuckuck verwandelt wurde.

Äußerlich dramatisch wird das Leben der Li Qingzhao erst richtig mit dem politischen Umbruch der Jahre 1126/27: »Barbaren«, die Dschurdschen oder Jin, erobern den Norden des Landes, übrig bleibt ein Rumpfstaat, der als »Südliches Song-Reich« noch bis 1279 existieren sollte; Hangzhou wird neue Kaiserstadt. Zhao Mingcheng stirbt 1129 in Nanjing an Malaria. Trotz der großen Trauer und durch schreckliche Kriegswirren hindurch versucht Li Qingzhao mit aller Kraft die Sammlung zu retten und zusammenzuhalten, aber es gelingt fast nicht, das meiste geht verloren. Sie heiratet sogar noch einmal, lässt sich aber nach rund 100 Tagen wieder scheiden (!) und geht schließlich nach Hangzhou, wo sich um 1150 ihre Spur verliert. Lange hat sie ihr Alter nicht akzeptieren können, zuletzt aber erlangt sie doch noch Gelassenheit, die sie (natürlich) in Verse fasst: »Ich lehne gelassen gegen das Kissen und schreibe ausgezeichnete Verse. / Der Regen draußen schärft die Konturen. / Tagsüber wendet sich mir die Zimtblüte zu, / Zart und zärtlich.«

Li Qingzhao war eine Frau, die im Spagat zwischen traditionellen Formen und Wah-

rung des Eigenseins klar ihren Weg gegangen ist, die von Anfang an in den Gedichten mit großer Ichkraft ihr eigenes Anliegen, einschließlich der subjektiven Seiten, zum Ausdruck gebracht hat und mit großer Stärke ihren Beitrag zu einer wechselseitig fruchtbaren Partnerschaft leisten konnte. Das herauszuarbeiten ist Barbara Beuys gelungen. Ab und zu stößt sie ein Fenster aus unserer Gegenwart in die ferne Vergangenheit auf. Der Preis der Leidenschaft? Oder soll man sagen: der Preis der Manie? Die Kehrseite: die Besitzlosigkeit, der Mangel an anderer Stelle vielleicht? »Ach, wo es Haben gibt, gibt es immer auch Nicht-Haben, und wo gesammelt wird, wird stets auch zerstreut. Das ist ein unabänderliches Prinzip«, schreibt die Dichterin in der autobiografischen Skizze. *Helge Mücke*

## Islam und Moderne

PETER NORMAN WAAGE: **Islam und die moderne Welt.** Pforte Verlag, Dornach 2004. 140 Seiten, 14 EUR.

Als der norwegische Autor und Journalist Peter Norman Waage 1990 das Buch »Wenn Kulturen kollidieren. Islam und Europa« (Verlag Freies Geistesleben, 1991) verfasste, war das Bewusstsein von einer anstehenden Konfrontation zweier Denk- und Lebensweisen noch in den Anfängen. Einzig das Phänomen Salman Rushdie, der durch seinen Roman »Die Satanischen Verse« in der islamischen Welt gewaltsame Leidenschaften und dementsprechend gewaltsame Reaktionen hervorgerufen hatte, geisterte durch die Medienwelt. Am Streit um dieses Buch, das als literarische Fiktion im Kern die Evidenz des Offenbarungsglaubens Islam hinterfragte, tat sich schon damals der Kampf zwischen der Schrift (Koran) und der Meinungsfreiheit als der zwischen Islam und Europa auf, so zumindest der Befund Waages. Die Grundlage europäischer Kultur ist die Skepsis gegenüber »Offenbarungsgewissheiten« und der Anspruch, aus

der selbstverschuldeten Unmündigkeit im Akt der Selbstbegründung des Subjekts hervorzugehen. Dem steht eine Haltung diametral entgegengesetzt gegenüber, die eine Autorität außerhalb des erkennenden Bewusstseins vorab anerkennt und sich dieser fraglos unterwirft.

In seinem neuen Buch, das auch als Versuch eines Dialogs verstanden werden will, argumentiert der Autor in einer historisch aktualisierten Fortsetzung der genannten Konfliktlinien zwischen einem streng gläubigen und einem aufgeklärten Bewusstsein. Dabei verwahrt sich der Autor gegenüber einer Haltung, bei der die Religionsfrage als Mittel der Freund-Feind-Erklärung instrumentalisiert, damit politisiert und banalisiert wird. Diese Haltung findet er sowohl im islamischen Fundamentalismus wirksam als auch in bestimmten Formen des westlichen demokratischen Missionarismus, so dass eine Logik in Kraft gesetzt werde, die der Autor mit folgenden Sätzen kennzeichnet: »Wenn der Fundamentalismus sich selbst überlassen wird, so kann er nicht anders, als beim Feind sein eigenes Zerrbild in Form eines neuen Fundamentalismus hervorzubringen.«

An einer Reihe von Fall-Beispielen belegt der Autor die sich gegenseitig steigernde Eskalation fundamentalistischer Haltungen, deren Charakteristikum ist, sich durch die Negation des Anderen zu definieren, eine Selbstbegründung erst gar nicht in Erwägung ziehend. Dabei betont er den oft vergessenen Umstand, dass »ebenso wenig wie die USA oder, wenn man will, das Christentum mit den fundamentalistischen Zügen identisch ist, die in ihnen zu finden sind«, der Islam »mit dem Fundamentalismus gleichzusetzen« sei.

Im Fortgang des Buches wird in der knappen Darstellung des arabischen Erbes des Islam auf eine mittelalterlich arabische Hochkultur verwiesen, deren wissenschaftlichen Leistungen in der Astronomie, Mathematik, Chirurgie, Pharmazie bis hin zur Vermittlung antiker Philosophie sich das Europa der Neuzeit verdankt. Die Renaissance, Reformation und

Aufklärung, also die Triebfedern der Moderne, zehrten von dem kulturellen Erbe arabischer Hochkultur. Der Autor macht im Fortgang aber auch andeutungsweise deutlich, warum die gegenwärtige arabisch-islamische Welt, wie in einem Akt der Umkehrung ehemaliger Verhältnisse, hoffnungslos dem Westen hinterher hinkt: Die bedingungslose Hingabe an Gott, die restlose Unterwerfung unter Allahs Gesetze macht den Islam zur Offenbarungsreligion par excellence und damit anfällig für Fatalismus und schicksalsergebene Passivität. Es fehlt der Stachel, der produktive Motor des Christentums, in dem das Wort Fleisch wurde und sich damit den »gefährvollen Wegen der Freiheit« auslieferte.

Während der Islam im Gewordenen und im Geoffenbarten zu verharren drohe, so die westlichen Gesellschaften im Gefolge der Aufklärung und Säkularisierung in einem inzwischen lebenspraktisch gewordenen Atheismus, dem auch die letzten Reste von individueller und kollektiver Moral verloren zu gehen drohten. Pragmatismus, Positivismus und Dekonstruktivismus als die maßgeblichen Denkschulen vermögen, so Waage, kein substantielles Verhältnis zu einer in sich gründenden Ideenwelt oder Welt der Transzendenz zu entwickeln. Damit bleibt ein seelenarmer und leerer Materialismus zurück, dessen Dekadenzerscheinungen der Islamismus geißelt, ohne aber selbst die Leistung zu erbringen, seine »angelernte Heiligkeit« aufzugeben, um der Freiheit eine Chance zu geben. Aus der Sackgasse gegenseitiger Negation kann nur ein Dialog führen, bei dem beim jeweilig anderen abgeschaut wird, was einem selbst ermangelt: Der Islam müsste erkennen lernen, dass die Säkularisierung ein Befreiungsprojekt ist, dem sich ein liberalisierter Islam annehmen könnte, ohne seine Glaubenssubstanz verleugnen zu müssen. Umgekehrt könnte der säkularisierte Westen am Islam lernen, sich seiner christlichen Wurzeln wieder in einem »freien Verständnis vom göttlichen Ursprung des Menschen« bewusst zu werden. Der Autor beendet seine

Schrift mit der Aussicht: »Die ›Religion der Religionen‹ kann uns lehren, unsere tragenden Ideen und Ideale ebenso ernst zu nehmen, wie die Muslime es mit den ihrigen tun.« Dies implizierte eine Form der Auseinandersetzung, die des »Kampfes der Kulturen« nicht bedürfte. Hier einen alternativen Weg zu den gängigen Vorurteilmustern inklusive der beidseitig praktizierten Selbstbeweihräucherungsrituale aufgezeigt zu haben, ist das zweifelsohne wertvolle Verdienst der kleinen, aber gehaltvollen Schrift Waages. *Gerd Weidenhausen*

## Auf den Spuren von Dag Hammarskjöld

**The Tree of Life.** Auf den Spuren von Dag Hammarskjöld in Lappland. Buch, Kamera, Regie: RÜDIGER SÜNNER. Zeichnungen: Christine Klie. Musik: Mari Boine, Dietmar Herriger, Miriam Goldschmidt. Atalante Filmproduktion 2005. DVD, 70 min., 17,99 EUR.

Das nach dem Flugzeugabsturz des ehemaligen UNO-Generalsekretärs Dag Hammarskjöld aufgefundene Tagebuch »Zeichen am Weg« brachte eine verborgene Seite des international geachteten Diplomaten zutage: Hammarskjöld war ein sprachgewaltiger Dichter und Mystiker gewesen, der sich in der Natur Lapplands immer wieder Inspirationen für sein aufreibendes Amt geholt hatte. Der Filmemacher Rüdiger Sünnner folgt den Spuren Hammarskjölds in Lappland und meidet dabei konsequent alle Untertöne, welche dem Film zu einem kommerziellen Erfolg verhelfen könnten. »The Tree of Life« begibt sich auf leisen Sohlen in jene Berglandschaften bei Abisko und Kebnekaise, die für das spirituelle Weltbild des Politikers von großer Bedeutung waren. Während seiner dortigen Wanderungen lernte Hammarskjöld Ausdauer, Demut und die Fähigkeit, »als ein organischer Teil innerhalb des Ganzen mitzuklingen«.

*Ralf Sonnenberg*

## Der andere Blick

GEORG MAIER: **blicken – sehen – schauen.** Beiträge zur Physik als Erscheinungswissenschaft. Verlag der Kooperative Dürna, Dürna 2004. 400 Seiten, 38 EUR.

»blicken – sehen – schauen« – geradezu unauffällig ist der Sammelband betitelt, der Beiträge Georg Maiers zur Physik als Erscheinungswissenschaft aus über drei Jahrzehnten enthält.

Authentisch und liebevoll hat Johannes Grebe-Ellis eine Art Lebensprotokoll des großen kritischen Geistes herausgegeben und gleichzeitig eine Hommage an einen Denker vorgelegt. In 28 teils knappen, teils ausführlichen Aufsätzen wird auf 400 Seiten das Ringen um das Wesen und das Erkennen von Physik deutlich. Dabei geht es vor allem um Optisches und Mechanisches, allerdings auch immer um das Grundsätzliche der Naturerkenntnis. Ab Mitte dreißig konnte sich der promovierte Festkörperphysiker Maier am Goetheanum in Dornach diesen Grundfragen umfassend widmen, nachdem er sechs Jahre lang an der Kernforschungsanlage in Jülich im Bereich der Neutronenoptik tätig gewesen war.

Ich hatte mehrfach die Freude Georg Maier in Kursen und Vorträgen zu erleben. Er präsentierte dabei immer sein sorgfältiges Ringen um die Sache mit all den Schwierigkeiten und auch den Vorläufigkeiten. Die Lektüre des Sammelbandes gibt einen höchst lebendigen und authentischen Eindruck vom Wirken des Autors, indem seine Ideen darin gleichsam lebendig erscheinen. Viele seiner Vorschläge und Anregungen sind in didaktische Konzeptionen für Physiklernen in Waldorf- und Staatsschulen eingeflossen. Die Brücken und Kuppeln, die Beugungsphänomene und der legendäre verformbare Hohl-Wölb-Spiegel haben eine große Verbreitung und Wertschätzung erlangt.

Nachfolgend seien exemplarisch einige kurze

Impressionen aus dem breiten Fundus von Beiträgen angeführt, wohl wissend, dass sie auch nicht ansatzweise dem Werk gerecht werden können. Jeder, der geometrische Optik lehrt, egal ob für jüngere Schüler oder an der Hochschule, stellt die enorme Schwierigkeit fest, das Sehen und die geometrischen und mathematischen Formalismen produktiv zu vereinen. Die »Optik von der Seite« und die »Optik von hinten« – bzw. »von vorne« – bleiben zwei unverbundene Welten. Ein Verstehen kann jedoch nur über das Verbinden beider Aspekte gelingen. Dies arbeitet Maier mit seinem »Verformbaren Hohl-Wölb-Spiegel« (1975) sorgfältig aus. Dabei geht es eben nicht nur um das Objekt »Spiegel«, sondern auch um das Auge und die Sehtätigkeit. Goethe hätte sicher seine Freude gehabt, Maier im Dornacher Glashaus mit der Leiter das reelle und virtuelle Bild demonstrieren zu sehen. Nur so kann der Weg vom Schauen zur Anschauung, vom Sehen zur Ansicht gebahnt werden.

Auch die Schatten sieht man nach der Lektüre Maiers in einer ganz neuen Weise. Basierend auf Michael Wilson entwickelt Maier geradezu eine Wiederbelebung der Sicht auf Schatten, indem er deren Genese und Vielfalt präsentiert. Seine »Möndchen« im Schatten der Topfpflanze spannen den Bogen zu Keplers Sonnentälern auf dem Waldboden. So versteht man nun auch die Kapitel über Beugungsphänomene neu und anders. Von den Beugungen an Pupille und Kamerablende zum Laserlicht am Rasierklingspalt und dem Durchblick durch feines Gewebe, immer ist das neue Sehen im Alltag Ausgangspunkt für Naturverstehen. Und am Ende steht dann eben auch die Fouriertransformation als Zugabe für die Experten.

Maiers »Hierarchie physikalischer Prinzipien« vereint u.a. Wellenfunktion, Superpositionsprinzip, Extremalprinzip, Feld und optische Abbildung und stellt sowohl eine fachdidaktische wie philosophische Herausforderung dar. Eine ähnliche Symbiose von Schauen und Sehen in der Lebenswelt beim Staunen

über die Baukonstruktionen von Brücken und Kuppeln zum exakten Berechnen findet der Leser detailgenau ausgeführt. Das Lernen und Verstehen bleibt stets Mittelpunkt der Darstellung, die sich auf die zwei wesentlichen Statikelemente Säule und Balken stützt. Alle Bauformen der Architekturgeschichte werden als Ausdrucksformen mechanischer Kräfte interpretiert. Die Fotoserie von 1977 zum Aufbau eines selbsttragenden Bogens zeigen in typischer Weise den konzentriert zu Werk gehenden Georg Maier.

Zu den drei im Sammelband erstmalig veröffentlichten Artikeln gehört der letzte »Ein Physiker entdeckt die Ästhetik«. Hier zeichnet Maier autobiografisch Schlüsselerlebnisse seines Lebensweges nach, die man häufig erst im Nachhinein in ihrer symptomatischen Natur erkennt. Das von technischem Spielzeug angezogene Kind wählte den Beruf des Physikers aus Scheu in den Beziehungen zu Menschen. In einer Podiumsdiskussion nach Tschernobyl erlebte der mit den Bedingungen des Reaktorbetriebs vertraute Physiker Maier den Philosophen Hans Rudolf Schweizer, der Baumgartens »Aesthetica« 1973 aus dem Lateinischen übersetzt hatte. Nun wurde Maier die Bedeutung der sinnlichen Erkenntnis und der authentischen Erfahrung, im Gegensatz zur Logik, deutlich. Die Frage nach dem Wahrheitsgehalt des Besonderen vor derjenigen des Allgemeinen hat Maier danach tiefgreifend geprägt.

Georg Maier hat in vielen seiner Beiträge eine vorurteilsfreie Rezeption und weiterführende Interpretation der Angaben Rudolf Steiners, insbesondere der naturwissenschaftlichen Kurse, vorgenommen, die es einer breiten Leserschicht ermöglicht, Zugänge und Anknüpfungen vielfältiger Art zu finden. Dem mathematisch und physikalisch nicht vorgebildeten Leser sollten allerdings Passagen wie die zur Fouriertransformation verschlossen bleiben. Dies stellt jedoch kein Hindernis dar, den größten Teil des Buches mit Gewinn zu rezipieren. Da die Aufsätze sich ursprünglich an unterschiedlichste Leserschaften wendeten,

deren physikalische, philosophische und anthroposophische Vorkenntnisse sehr heterogen sind, muss die Verständlichkeit differenziert eingeschätzt werden. Aber jeder interessierte Leser wird aus den Beiträgen eine Fülle von Hinweisen und Anregungen erhalten. Die Lektüre ist ohne jeden Zweifel ein Gewinn und eine Herausforderung: Für Lehrerinnen und Lehrer der Naturwissenschaften und jeden für Naturerkenntnis und Weltverstehen aufgeschlossenen Menschen. Insofern kann ich die Lektüre des »Maier« mit Nachdruck empfehlen.

*Helmut Mikelski*

## Kosmisch impulsiert

THEODOR DÄUBLER: **Das Nordlicht**. Band 6, drei Teile. W.e.b. Universitätsverlag Thelem, Dresden 2004. 583, 610, 238 Seiten, alle Teile zusammen: 204 EUR.

Eine literarisch-poetische Überraschung! Der Universitätsverlag Thelem in Dresden ist dabei, eine kritische Ausgabe der Werke des Dichters Theodor Däubler (1876-1934) herauszugeben. Der jetzt ausgelieferte 6. Band enthält das Großepos »Das Nordlicht« in zwei Bänden und einen dritten als Apparatband. Die letzte größere Däubler-Ausgabe wurde vor fast einem halben Jahrhundert als umfassende Auswahl im Kösel-Verlag durch Friedhelm Kemp veröffentlicht. Dieser sprach vom »Nordlicht« als »einer verspäteten Krönung des deutschen Idealismus«. Im erstaunlichen Gegensatz hierzu wurde Däubler der am meisten vergessene deutsche Dichter aus der Zeit um den ersten Weltkrieg. Nach der Erstausgabe des »Nordlichts« 1910 wurde im Insel-Verlag eine Neuauflage mit einer besonderen Einleitung Däublers (Selbstdarstellung) gedruckt. Nur wenige Exemplare wurden verkauft. Es ist ein bewundernswertes Unternehmen, dass ein Verlag jetzt sogar eine bedeutend erweiterte Ausgabe von Däublers Werk herausbringt.

Die Diskrepanz zwischen Däublers geistiger Größe, der fehlenden Beachtung und dem Vergessen ist vor allem auf seine visionäre und prophetische Veranlagung zurückzuführen. Er wurde durch eine hereinbrechende übersinnliche Wahrnehmung überwältigt. Dies geschah im Erleben der Kräfte, die hinter der einzigartigen Schönheit des Polarlichts wirksam sind. Aber diese Himmelserscheinung selbst war während Däublers Leben den meisten Menschen unbekannt, geschweige denn die Zusammenhänge der Verursachung. Ungewöhnlich war, dass Däubler das Polarlicht auch nie gesehen hatte! Dafür nahm er es in seinem kosmischen Zusammenhang elementarisch-geistig wahr. Damit stand er dann völlig allein.

Das kosmische Bekehrungserlebnis gebar ihm neue Inhalte und einen vorausschreitenden Sprachimpuls. Er wurde gewahr, wie die Aurora – das Polarlicht – zwar im Erdenumkreis, aber eigentlich eine kosmische Erscheinung ist. Eine extreme Bestätigung hierfür finden wir in der Gegenwart in Aufnahmen der Planeten Saturn und Jupiter. Hier erscheinen die Polarlichtovale an den Polen in der gleichen Weise wie auf der Erde. Diese Gebilde schweben wie Heiligenscheine über den arktischen und antarktischen Gebieten der Erde, konzentrieren sich und expandieren in Übereinstimmung mit der Sonnenflecktätigkeit. Däubler kannte diese Ovale und nahm sie in vielfacher Weise in seine Dichtung auf, etwa als Blüte, Kranz oder Kelch, um ein Jahrhundert vor dem allgemeinen Wissen von diesen Erscheinungen. Der damalige Leser oder Hörer musste annehmen, es handele sich um däublersche Phantasiegebilde. Däubler erkannte vor allem, wie der damals noch verborgene kosmische Sonnenwindprozess, der die Aurora mit verursacht, Erde und Mensch mit Sonne, Planeten und Sternen verbindet: » ... So blüht von Stern zu Stern ein Jubelgruß.« Er sah das geöffnete Tor zur geistigen Welt im 20. Jahrhundert, stand aber völlig allein mit seinem weitreichenden besonderen Bewusstsein der Aurora gegenüber.

Und in den aus dieser Erkenntnismethode hervorgehenden künstlerischen Gestaltungen wurden diese ihren eigentlichen Inhalten nach nicht ernst genommen.

Die planetarischen Aurora-Ovale wurden zu einer Zeit entdeckt, als der Erzengel Michael seine Regentschaft als wahrer Zeitgeist um das Jahr 1879 antrat. Zusammen mit den sich darinnen bildenden Auroraentfaltungen selber stellen sie das astrophysikalische Urbild dar für die folgenden globalen zivilisatorisch-kulturellen Errungenschaften der Kommunikation und Medien im 20. Jahrhundert, vom Fernsehen über den Computer zum Internet. So war Däubler in wahrhaft apokalyptischer Art seiner Zeit weit voraus und musste auf Unverständnis stoßen.

Der in diesem künstlerischen Prozess empfangene Impuls führte zu einer besonderen Musikalität seiner Sprache. Es besteht Einigkeit darüber, dass er der musikalischste deutsche Dichter ist. So schreibt Thomas Steinfeld in einer Besprechung der »Süddeutschen Zeitung« vom 17. 12. 2004: »Wie kühn hier mit dem ›O‹, dem ›E‹, dem ›I‹ und dem ›EI‹ umgegangen wird! Kein Wort, keinen Einfall, keinen Reim gibt es, der diesem Dichter auch nur den geringsten Widerstand entgegensetzen könnte. Er ist ein gewaltiger Meister des Klangs, des Versmaßes und des Reims ...«

So dichtet Däubler auch mit dem »AU«-Laut und gestaltet dabei biografische Erinnerungen im ersten Vers seines Gedichtes »Herkunft«: »In einem Land, wo alle Wesen traumhaft schauen, / An einem blauen Wundermeer kam ich zur Welt, / In einer Au, die ihren Tag verborgen hält, / Begann mein Schauen seinen Rätselturm zu bauen.« (aus: »Der sternhelle Weg«).

Der Kulturphilosoph Rudolf Pannwitz schrieb 1923 über das Nordlicht-Epos: »Das ist eine tropische Vegetation der Idee ... all das ist ein Schatz, dessen sich zu bemächtigen kein Leben ausreichen würde, aber vieler Leben gut angewandt wäre ... Darum vermögen wir auch ... das Maß der Fruchtbarkeit nicht zu wissen, sondern müssen das Ganze, wie es

ist, als einen neuen Urwald- und Kulturwald-Kontinent hinnehmen.« Diese Aussage trifft auch auf das übrige Werk Däublers zu. Der wünschenswerten Erforschung dieses Werkes samt dem Kennen-lernen seines Schöpfers dient die jetzt in Auslieferung begriffene neue Edition im Thelem Verlag. Man fragt sich, wie die ungewöhnliche Initiative und der besondere Mut aufgebracht wurden, in einer diesem Dichter gegenüber ungewissen Beurteilungslage und schwer überschaubaren wirtschaftlichen Verhältnissen ein so gewichtiges und weitreichendes Unternehmen durchzuführen.

*Harald Falck-Ytter*

## Hintergründe eines Verbrechens

**WILLIAM F. PEPPER: Die Hinrichtung des Martin Luther King.** Wie die amerikanische Staatsgewalt ihren Gegner zum Schweigen brachte. Heinrich Hugendubel Verlag, Kreuzlingen/München 2003. 424 Seiten, 22 EUR.

Martin Luther King, der Führer der amerikanischen Bürgerrechts- und Friedensbewegung, wurde am 4. April 1968 erschossen – von einem Rassist, der in die Geschichte eingehen wollte. So lautete die einfache Erklärung, mit der man sich – ohne einen Prozess anzustrengen – zufrieden gab. Bemerkenswert ist jedoch, dass der zu 99 Jahren Staatsgefängnis verurteilte James Earl Ray dann doch noch einen Prozess wollte. Der Autor des Buches, Jurist und Freund Martin L. Kings, suchte ihn auf und war danach fest überzeugt: Ray war nicht der Schütze. So übernahm er den Fall, um die wahren Hintergründe zu klären. 25 Jahre Nachforschungen brachten ungeheuerliche Dinge zutage.

William F. Pepper hatte 1966 als Journalist aus Vietnam berichtet. Nachdem King von ihm über die Bombardierungen und das Leid der Kinder erfahren hatte, setzte er sich vehemen-

ment gegen den Krieg ein. Er formierte eine Massenbewegung, die 1967 den amerikanischen Kongress belagerte und gegen den Vietnamkrieg und die Armut in den USA protestierte. Rüstungsindustrie und US-Regierung fühlten sich bedroht. Schon seit Kennedys Ermordung 1963 versuchte man King zu »neutralisieren«. Im Frühjahr 1968 fürchtete man den Sturz der bestehenden Ordnung, wenn King eine halbe Million Menschen als »Poor Peoples Campaign« zu einem Protest-Camp vor dem Washington Memorial versammelte. Zunächst war ein Protestmarsch streikender Arbeiter in Memphis geplant. Am Vorabend wurde King auf dem Balkon seines Motels erschossen. In London wurde ein entfloherer Häftling aus Missouri gefasst, dessen Fingerabdrücke auf der vermeintlichen Tatwaffe für seine Täterschaft sprachen. Um der Todesstrafe zu entgehen, bekannte sich Ray – auf Anraten seines Anwalts – für schuldig.

Peppers intensive Recherchen ergaben, dass viele Zeugen nicht beachtet wurden. »Verschwörungstheorien« wurden von vornherein nicht in Betracht gezogen. Der Mord an Martin Luther King war überhaupt nicht aufgeklärt!

Es war ein professioneller Schuss. Ein Taxifahrer, der zu viel gesehen hatte, starb noch am Abend des Attentats. Ein Anrufer im Namen einer baptistischen Organisation hatte einen kurzfristigen Zimmertausch durchgesetzt. Geheimaktivitäten von Militär, FBI und CIA sowie die Abhängigkeit der Regierung von Wirtschaft und organisiertem Verbrechen kamen ans Licht. Ein Komplott aller Beteiligten schien Jahrzehnte nach dem Attentat immer wahrscheinlicher.

Zum Zeitpunkt der Recherchen saß Ray schon 20 Jahre im Gefängnis. Peppers Bemühungen um einen Prozess scheiterten. So beschloss er 1992, mit Juristen und unabhängigen Geschworenen einen Fernsehprozess aufzurollen. Nicht nur der Mord, sondern auch die Praktiken seiner Vertuschung sollten Verhandlungsgegenstand sein. Martin Luther Kings Familie unterstützte das Vorhaben trotz

massiven Beschusses durch die Medien. Pepper machte Kings Neffen mit der Materie vertraut, falls ihm selbst etwas zustoßen sollte. Am 4. April 1993, dem 25. Jahrestag des Mordes, befanden die Geschworenen und der Richter: Ray ist nicht schuldig. Die Medien blieben stumm, brachten Falschmeldungen oder spielten den Prozess herunter. Ray erlebte seine Befreiung nicht. Nach dreißig Jahren Haft starb er an einem Leberleiden.

Seltsam, wie etwas, was in Menschen tief vergraben liegt, Jahrzehnte später nach Offenbarung drängt. Das erfuhrt der Autor bei Gesprächen mit verschiedensten Personen. Viele unbekannt Einzelheiten sammelte er wie Teilchen eines Riesen-Puzzles. Nicht zuletzt durch die Anwendung neuer Untersuchungsverfahren entstand ein ganz neues Bild nicht nur des Mordes, sondern auch der vom Verbrechen durchgesetzten amerikanischen Gesellschaft.

Der erste Teil des Buches beschreibt die Vorbereitung des Prozesses, der zweite diesen selbst und seine Folgen. Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Autor Gerald Posner und der Beweisführung des Justizministeriums ist enthalten. Der Anhang umfasst Interviews und zahlreiche Anmerkungen.

Im westlichen Materialismus sah King die Ursache für die schleichende Dehumanisierung. Der unbewusste Wunsch der Menschen nach dem Geistigen verwandle sich in die Gier nach Geld. Eine Änderung der Sicht auf Mensch und Welt sei dringend notwendig, auch wenn es riesige Anstrengung erfordere. Der Autor hält dieses Vorhaben für »ebenso revolutionär wie Nikolaus Kopernikus' Einführung des heliozentrischen Sonnensystems im 16. Jahrhundert«. Kings Gedanken von einer menschlichen Bruderschaft zielten auf eine erneute Spiritualisierung der Welt. Auch Pepper sieht hierin die einzige Alternative zur sonst unausbleiblichen Katastrophe.

Die unvorstellbare Komplexität der Vorgänge ist ein wesentlicher Inhalt des Buches. Über eine gefundene Telefonnummer verbinden sich die Tragödien Kings und Kennedys.

Durch ein von staatlichen Stellen ungeprüftes Alibi blieb der eigentliche Schütze bis heute unentdeckt. Der Autor kommt zu dem schmerzlichen Schluss, »dass die Demokratie in unserem Lande nichts weiter ist als eine Illusion, ein Mythos.« So nimmt der Leser als Haupteindruck mit: Gerechtigkeit ist nicht von der staatlichen Justiz zu erwarten. Wird sie dennoch erreicht, dann durch starke moralische Beweggründe eines Einzelnen.

Als dieses Buch erschien, tobte der Irakkrieg. Wer sich bewusst ist, welch ungeheuren Mut es erfordert, die Wahrheit zu sagen, wird den Autor besonders dafür achten. Im Oktober 2003 strahlte der Fernsehsender »Arte« den Film »Martin Luther King – ein Staatsverbrechen« aus. Die Strafverfolgungsbehörden sollen wohl – trotz der erdrückenden Beweisführung – an der Einzeltätertheorie festhalten. Doch der Titel der amerikanischen Originalausgabe heißt unmissverständlich: »An Act of State«. – Ein Verbrechen des Staates. Die deutsche Ausgabe wird noch deutlicher: »Die Hinrichtung des Martin Luther King«.

*Maja Rehbein*

## Das Nicht-Verstehen übersetzen

GERTRUDE STEIN: **Tender Buttons – Zarte Knöpfe**. Deutsch von Barbara Köhler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2004. 155 Seiten, 19,80 EUR.

Gertrude Stein (1874–1946), die man nennen könnte Mutter der Moderne oder »die Großmutter der heutigen ›Sprach-Poeten« (Margaret Atwood), lebte als Amerikanerin von 1903 bis zu ihrem Tod 1946 überwiegend in Paris. Das war fast die ganze erste Hälfte des 20. Jahrhunderts und während der beiden Weltkriege. Samstagabends war offener Salon bei den Steins in der Rue de Fleurus 27. Hier verkehrte die junge, noch unbekannte

Avantgarde. Man traf sich zu lebhaftem Austausch – und es wurde gegessen. Bald hingen an den Wänden Bilder bis unter die Decke: Renoir, Manet, Cézanne, Gauguin, Matisse, Picasso, Braque, Picabia ... und das, was damals seinen Anfang nahm und heute zur Klassischen Moderne gehört. Picasso zum Beispiel porträtierte Gertrude Stein. Sie antwortete mit Wort-Porträts. Später porträtierte sie die ganze »Tischgesellschaft«. Eine große Neuerung brachten der Kubismus und Albert Einsteins Relativitätstheorie 1905. »Danach gibt es keinen privilegierten standpunkt mehr, von wo aus sich feststellen, erlauben ließe, was die: eine ›objektive‹ ausdehnung von zeit und raum sei.« So schreibt Barbara Köhler in ihrem inspirierenden Nachwort, denn es macht sehr eindringlich deutlich den Paradigmenwechsel jener Zeit. Die Zentralperspektive oder »Der punkt an der spitze der sehpyramide wird geräumt, die vorstellung eines homogen und stetig erscheinenden raumes mit einer beherrschbaren ordnung der dinge wird aufgegeben.« Nachzuvollziehen an der kubistischen Darstellung bekannter Dinge wie Stilleben, Menschen oder Gebäude. Gertrude Stein vollzog diesen Schritt in der Sprache mit. Ihre Titel in »Tender Buttons«, von Barbara Köhler mit »Zarte knöpft« übersetzt, könnten aus einem Bilderkatalog stammen: »Objects/Gegenstände – Food/Futter – Rooms/Räume«. Die Worte umspielen ihr Thema, ohne es zu benennen, zu beschreiben oder zu bezeichnen. Die Worte, die Gegenstände bleiben in der Schweben, sind nicht zu fassen, der Schwerkraft entzogen. Unter der Überschrift »A CENTER IN A TABLE / EIN MITTEN IN EINER TAFEL« kann stehen: »It was a way a day, this made some sum. / Ein tag war weg war weg, die summe gesummt.« Und weiter, ganz im Sinn oder Un-Sinn dessen, was auf dem Tisch stehen könnte: »Glaub einer dorschleber eine dorschleber ist ein tran, glaub ein dorschlebertran ist thun, glaub ein dorschlebertranthun ist gepresst, glaub ein dorschlebertranthungepresst ist porzellan« usw. Die

Worte, die Gegenstände werden miteinander verknüpft, verknüpft um ein Mitten einer Tafel herum. Die Mitte jedoch scheint ausgezogen zu sein, fungiert da als vage Erinnerung, als Kunde des Verlusts, des Verzichts. Der Fluss der Verbindungen, die Worte sind einfach, klar, kraftvoll, dynamisch vernetzt. Gertrude Stein »sieht« Wörter, die Differenz ist sprühend, vielstimmig, mehrdeutig, nach allen Seiten offen. Es entstehen visuelle Bilder, Stilleben mit Klang und Rhythmus, farbig und spröde. In Bewegung gesetzte Gegenstände?

Wenn Barbara Köhler übersetzt, übersetzt sie nicht nur Wörter, sondern als Lyrikerin ganze Energiefelder. Und das ist ihr gelungen, in ihrer eigenen authentischen Sprache und durch die langjährige Beschäftigung, speziell mit »Tender Buttons«. Wohl auch, weil sie es sich als Ziel gesetzt hat. Denn wie sonst sollte das Nichtverstehen übersetzt werden können als durch dieses Sich-Anverwandeln? 2001 erschien bereits eine von ihr über- und vorgelegene CD bei Urs Engeler, »Zeit zum Essen«, eine Tischgesellschaft, zusammengestellt aus Teilen der »Porträts« und »Tender Buttons«. Man muss keine Freundin Gertrude Steins sein, um an dem übersetzten Text, der sich vom gesprochenen zum geschriebenen noch verwandelt hat, großes Vergnügen zu haben. Denn was es dort gibt, ist Sprache in Bewegung, auf dem Weg, in Verwandlung, mit unbestimmtem Ziel. Ein Abenteuer, zu portionieren in kleine Häppchen. Dann beginnt die Sprache zu blühen, beginnen sich die zarten Knospen (Übersetzungsvariante von »Tender Buttons«) zu entfalten. Das geschieht auch beim einseitigen Lesen des deutschen Textes. Der vergleichende Seitenblick auf das Original macht deutlich, dass es um wortwörtliches Übersetzen nicht gehen kann. »Das zauberwort des buches heißt CHANGE«, heißt Wandlung, Verwandlung, Wechsel. Gertrude Stein sagt von sich, sie habe die Nomina abgeschafft. Klaus Reichert differenziert im Nachwort der letzten Übersetzung von »Tender Buttons« bei Suhrkamp (1979/1996)

und spricht ihnen »eher Zeitwortqualität« zu. Das gibt eine Richtung. Hauptworte in Tätigkeit? Ein Beispiel: In der Bearbeitung von Barbara Köhler wird aus »A whole soldier«/ Ein ganzer Soldat »Ein grossierter«. Das Original: »A whole soldier any whole soldier has no more detail than any case of measles.« Wörtlich übertragen könnte das so aussehen: Ein ganzer Soldat jedweder ganze Soldat hat nicht mehr Detail als irgendein Fall von Masern. Köhler: »Ein grossierter en gros abservierter kriegt's nicht detaillierter als masern jede Kiste.« Während das Wortwörtliche zwar vielleicht witzig aber kraftlos dasteht, hat Barbara Köhlers Übersetzung die Kraft des Originals, die Kraft und Spannung eines Originals, gesprochen in die Zeit, energiegeladen. Sie belebt Gertrude Stein neu, vollzieht eine Verwandlung ins Deutsche, in den deutschen Sprachgeist und führt nahe an das heran, was ein Wort sein kann. Von außen könnte man sich fragen, warum musste der Soldat da verschwinden? Aber die Übersetzerin steht nicht nur außen, sie nimmt beide Positionen ein: ganz innen im Strom der Sprache (welcher?) und zugleich ganz außen, mit beiden verhandelnd, abschmeckend, auslotend, richtunggebend. So kann sie auch auf Wort- und Sprachspiele, Viel- und Mehrdeutigkeit reagieren. Der Rat, den sie dem Leser gibt, wirft ein Licht auf ihre Arbeitsweise: »Lesen als Subjekt, als Gegenstand der Sätze. Als sei die Rede von mir, diese fremden, befremdenden Sätze in den Mund nehmen und so lange bewegen, wenden, kauen, schmecken, bis sie eigen werden. Sie sich ereignen.« Sie betont das Zweifache: »sie sich zu eigen machen und zu ereignissen werden lassen«.

Schreiben und Übersetzen, nicht nur ein geistiges, sondern auch ein sinnliches Ereignis? Hier treffen zweie aufeinander, Gertrude Stein, die Wörter »sieht«, und Barbara Köhler, die das Unverständliche übersetzen kann. Zum 90. Geburtstag von *Tender Buttons*, in einer schönen Ausgabe. – »A rose is a rose is a rose is a rose« – in festlichem Rosenrot.

*Brigitte Espenlaub*

## Wolfssonate

HELENE GRIMAUD: **Wolfssonate**. Aus dem Französischen von Michael von Killisch-Horn, Blanvalet, München 2005. 254 Seiten, 19,90 EUR.

»Das Jetzt, das Hier, durch das alle Zukunft in die Vergangenheit stürzt ...« James Joyce

Das Buch ist keine Suche nach der verlorenen Zeit: »Ich denke nicht mit Wehmut an meine Kindheit zurück« beginnt die biografische Erzählung der französischen Pianistin Helene Grimaud. Erst auf den letzten Seiten heißt es: »Heute fühle ich mich vollkommen glücklich.« Dieses Buch ist ein Lobgesang auf die Schöpfung und den schöpferischen Prozess, eine Hommage an die Romantik. Es ist die Geschichte von der Suche des Selbst nach einem Mittelpunkt außerhalb des Selbst.

Schon als Kind empfindet Helene, geboren 1970 in den wilden Landschaften Korsikas, ihre Einzigartigkeit und Unabhängigkeit. Sie lebt ihren eigenen Rhythmus, immer auf der Suche nach einem Anderswo. Puppen und Ballettröckchen sind ihr zuwider. Kampfsport und Tennis helfen ihr, das Zuviel an Energie in geordnete Bahnen zu lenken. Die Lehrerin ist besorgt, weil Helene statt Hühner in einem Hühnerhof nur Drahtgitter malt. Immer ist da dieses Bedürfnis nach Flucht. Nur in der Natur kann Helene Freiheit erleben. Allein in ihrem Zimmer, erzeugt sie durch stundenlanges Aufsagen von Gebeten jene »Trunkenheit der Leere«, die ihr den »schwerelosen Fall« erlaubt. Dann wieder fiebert sie jenem Punkt entgegen, den sie Gleichgewicht oder Harmonie nennt. Sie kann ihn nur in der Symmetrie empfinden. Verletzt sie sich z.B. die linke Hand, dann fügt sie auch der rechten Schaden zu. Etwas in ihr will ausbrechen, sich ausdrücken. Doch der Körper setzt Grenzen. Die Mutter ist in ständiger Sorge, der Vater auf der Suche nach einem Ventil für die hektische Betriebsamkeit, Sprunghaftigkeit und

plötzlichen Leidenschaften der Tochter. Nichts vermag diese Vitalität einzudämmen, die sie gegen sich zu richten versteht.

Der Vater meldet die Siebenjährige zu einem Musikkurs an. Im Zentrum von Aix gibt es eine Frau, die Kinder in die Musik einführt. Schon der Ort übt eine magische Wirkung auf Helene aus. Sie betreten eines der alten provenzalischen Häuser aus hellem Stein, mit dem herben Duft von Platanen. In dem großen Zimmer gibt es nur ein einziges Instrument: ein Klavier. Die Frau spielt ein kleines Stück von Schumann vor. Helene ist wie verzaubert. Ein Knoten löst sich: »Wie im Traum stiegen Dinge, die von sehr weit her kommen, wieder in mir hoch oder wurden aus meinem Inneren, meinem tiefsten Inneren geboren. ... ich erinnere mich, das Gefühl gehabt zu haben, von der Vorstellung der Unendlichkeit ergriffen zu werden, die die Musik beschwört, die physische Empfindung einer Öffnung ..., als würde eine Tür in der Wand aufgehen und ein Weg ins Freie stürzen, leuchtend und geradewegs einer harmonischen Offenbarung entgegen ...«

Helenes außergewöhnliche Begabung wird rasch erkannt und gefördert. Mit ihrer taktilen Lust zu spielen bringt sie ihre ganze Seele in das Musikalische ein. Mit fünfzehn spielt sie ihre erste CD ein, mit siebzehn gelingt ihr der internationale Durchbruch. Inzwischen tritt sie mit den renommiertesten Orchestern und Dirigenten der Welt auf. Technik ist für sie die Essenz des Klavierspiels: »Wenn Sie ein klares Bild davon haben, was musikalisch zu tun ist, dann ist es weniger nötig, das durch technische Übungen zu erzwingen. ... Die Musik muss durch einen hindurchsprechen. Man darf nicht etwas manipulieren, um einen Effekt zu erzielen. Alles, was man machen muss, ist die architektonischen Parameter zu errichten, um der Substanz des Stückes zu erlauben, an die Oberfläche zu treten.« Ihr Denken bestimmt ihr Musizieren. Sie übt ihre Stücke im Geiste, am liebsten im Gehege ihrer Wölfe. Dort findet sie die Stimmung, die sie für ihre

klanglichen Imaginationen braucht. In ihrer Biografie stehen die Wölfe gleichberechtigt neben ihrer Musik. Beide brauchen Stille, Instinkt und Einklang. Beiden verdankt Helene Grimaud die Erkenntnis, dass es nicht darum geht, Materie in Gold zu verwandeln, sondern umgekehrt Gold in Materie. Für ihre Kunst und ihr Lebens braucht sie den reinen Naturzustand, das Archaische, Wilde, die Intuition, damit das Musikalische in seinem Fortströmen sich selbst zum Ausdruck bringen, seine Nachtseite offenbaren kann. Hier wurzelt ihre Liebe zu Beethoven, Liszt, Chopin, Tschaikowski und Rachmaninow, ihre Liebe zum Slawischen und Nordischen, ihre Liebe zu den Wölfen vor allem. Grimaud unterbricht den Erzählstrom ihrer »Wolfssonate« immer wieder, um kulturgeschichtliche Exkurse über Wölfe, archaische Medizin, Wolfskinder, Hexenverfolgung und Tiergerichte, einzufügen. Der sachlich nüchterne Ton ihrer Beschreibungen macht betroffen. Narben werden spürbar, die an Leid erinnern. Als sie bei einem nächtlichen Spaziergang in den USA der Wölfin Alawa begegnet, kommt es zu einem stillschweigenden Pakt: »Sie näherte sich meiner linken Hand und beschnupperte sie. Ich streckte nur die Finger aus, und von ganz allein schmiegte sie ihren Kopf und dann ihr Schulterblatt an meine Handfläche. In diesem Augenblick spürte ich einen stechenden Funken, eine Entladung im ganzen Körper, einen einzigartigen Kontakt, der meinen ganzen Arm und meine Brust bestrahlte und mich mit einem sanften Gefühl erfüllte. ... und es ließ einen geheimnisvollen Gesang in mir aufsteigen, den Ruf einer unbestimmten und ursprünglichen Kraft.«

Dieses Schlüsselereignis vereint Anfang und Ende des Buches. In der Begegnung mit den Wölfen hat Helene Grimaud nicht nur ihr Gleichgewicht zwischen Himmel und Erde gefunden, sondern auch das Bewusstsein einer Mission. So kommen seit 1999 jährlich Tausende von Kindern ins Wolfs-Reservat. Helene Grimaud möchte diese Kindern mit jenem Teil in ihnen, der der Wolf ist, in Kon-

takt bringen. Ohne Zweifel brauchen Kinder heute diesen Schutzraum, der es ihnen ermöglicht, ihr ureigenes Wesen zu erkennen und zu leben. Was kann die Künstlerin ihnen vermitteln?

»Ich möchte den Kindern helfen, diesen Raum zu erkennen, ihren Raum, denjenigen, den ich dank der Wölfe wiedergefunden habe, diesen Teil von einem selbst, der das Universum besitzt und mit ihm die Zeit durch den Schlüssel der Musik.«

*Karin Haferland*

## Rastlose Individualität

RALF LIENHARD: **Der Kreis der »Individualität«**. Willy Storer im Briefwechsel mit Oskar Schlemmer, Hermann Hesse, Robert Walser und anderen. Haupt Verlag, Bern 2003. 342 Seiten, 38,50 EUR.

Dieses Buch gibt uns die Möglichkeit, Willy Storrer 75 Jahre nach seinem Tod beinahe persönlich kennen zu lernen, seine biografischen Höhen und Tiefen mitzuerleben, sein Denken und Tun zu verfolgen. Er galt damals als einer der »stärksten, originellsten Persönlichkeiten« der Anthroposophischen Gesellschaft.

Willy Storrer beginnt 1895 in Töss bei Winterthur als begabter Sohn einfacher Eltern das Leben, stellt sich als temperamentvoller und tatenhungriger junger Mensch in die Welt, gerät in persönliche und berufliche Nöte, heiratet mehrmals, hat zeitlebens hohe Ideale, liebt schnelle Autos und war ein selbstständig denkender und handelnder Zeitgenosse und der Sekretär von Rudolf Steiner, begeistert von der Anthroposophie und Stirners Anarchismus. Er soll nach des Vaters Willen Kaufmann werden, während ihn die Philosophie interessiert und er sie heimlich in der Bibliothek studiert. Später sagt er: »Nichts gibt es in der Welt und im Leben, das mich fesseln könnte für mehr als Augenblicke, als eben

das Feuer der Philosophie. Dafür lebe ich.« Mit 17 Jahren ist sein Wunsch reif, Schriftsteller zu werden und eine eigene Zeitschrift herauszugeben. Doch bis dahin sollte es einige Zeit gehen. Er arbeitet in verschiedenen Redaktionen, wird Augenzeuge des Spartakusaufstandes in Stuttgart und kommt nach Dornach, wo er für den »Schweizer Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus« arbeitet und seinen »Verlag für freies Geistesleben« gründet. Sein Freund, der Bauhäusler Oskar Schlemmer, entwirft dafür das Verlags-signet. Er steht aktiv in der »Anthroposophischen Gesellschaft der Schweiz«, in der Gründung der Zeitschrift »Goetheanum« und der Waldorfschulbewegung in der Schweiz.

Doch die eigene Zeitschrift bleibt sein Haupt-Lebenswunsch. »Individualität« soll sie heißen und erscheint 1926 erstmals und dann vierteljährlich. Er sucht Kontakt zu bekannten Persönlichkeiten, um anthroposophisches Gedankengut in die öffentliche Diskussion einfließen zu lassen. Maxim Gorki, Franz Werfel, Otto Flake, Hermann Hesse und Robert Walser schicken Texte, zahlreiche Aufsätze gibt er Freunden und Bekannten in Auftrag und produziert dabei eine unglaublich lebendige Briefprosa. Im Buch sind 169 Briefe an bzw. von Storrer zusammengestellt. Es geht in ihnen nicht nur um die Zeitschrift, taktische Überlegungen (z.B. seine anthroposophischen Zeitschriften am Kiosk zu verkaufen), Finanzierungsfragen und Titelgestaltung etc., es befinden sich darunter auch sehr persönliche Briefe Storrers z.B. an seine Frau Florianna, der besonders fruchtbare Gedankenaustausch mit Oskar Schlemmer, formelle Mitteilungen, Zu- und Absagen von Schriftstellern und Gönnern. Es entsteht dadurch ein lebendiges Bild von Willy Storrer, der von sich und seinen Erlebnissen köstliche Beschreibungen liefert, aber auch seine bisweilige Verzweiflung verrät, warum und womit er ringt und was ihn zum Weiter- oder Andersmachen bewegt.

Inmitten der vielfältigen abgedruckten Schriftstücke schlummert eine Perle der Pro-

sakunst eines Schweizer Schriftstellers, die wohl ohne diese Anthologie nur schwer zum Vorschein gekommen wäre. Die 19 auffallend anders verfassten Briefe von Robert Walser sind ein Genuss für jeden, der die Ausdrucksfähigkeit in der Sprache zu schätzen weiß.

Willy Storrer schreibt und schreibt. Und er ahnt, dass seine Briefe irgendwann gelesen werden: »Wenn einmal die Geschichte unserer Zeitschrift dargestellt wird«, bemerkt er seinem Mitherausgeber Hans Reinhard gegenüber. Storrers kurzes Leben war voll von

Ideen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Storrer kauft ein kleines Flugzeug. Er lernt fliegen. Von einer Flugstunde berichtet er: »Oh, es war wunderbar schön ... Ich bin vor Vergnügen und Hochgenuss fast hinausgesprungen. Eine halbe Stunde lang sind wir in der Luft herumgezwitchert, dann gab es eine seidenweiche Landung ...«

Auf einem seiner ersten eigenen Flüge mit dem Sportflieger stürzte er bei Dornach ab und verunglückte, viel zu früh, tödlich. Willy Storrer starb am 3. Mai 1930, in seinem 35. Lebensjahr – vor 75 Jahren.

*Beate Newiadomsky*

Walter Schneider Konzeption – Design – Realisation von Print- und Onlinemedien

Florianstr. 18 / 70188 Stuttgart Tel.: 0711/870 38 13 / Fax: 0711/870 38 14 email: info@schneiderdesign.net

Konzeptionelle  
Beratung und  
Entwicklung

Die konzeptionelle Beratung  
ist Grundlage für effektives  
Design und kostengünstige  
Produktion

Design

Buch- und Grafikdesign  
Fotodesign  
Internetdesign  
Corporate Design  
Signets

Realisation

Produktion von  
Büchern, Zeitschriften  
Loseblattwerken, Katalogen  
Prospekten, Plakaten,  
Kalendern, Internetseiten

Interesse? Rufen Sie an oder schicken Sie ein email!

